

Goldföner.

Sie nach! Sie schmezt ein unterlassener Schatz
Geh' wie ein unterlassenes Vergeben —
Der erste reut dich manchmal einen ganzen Tag,
Das zweite reut dich oft ein ganzes Leben.

Escht alter Leute Tage zu verschönern,
Im Alter labt ein warmer Trunk so sehr
Und das Verzärteln und Verschönern
Dem Alter schadet es nicht mehr.

Der Name.

Skizze von Henri Duvernois.

Herr Bygghybe tauchte sein Butterbrötchen in die Schokolade und sah mit dem zerstreuten Blick eines Rentiers auf die Zeitung, die nur allein der Kurztitel interessierte. Aber plötzlich zitterte er und stierte auf die blühenden Buchstaben seines Namens. Es bemächtigte sich seiner zuerst eine solche Erregung, sich gedrückt zu sehen, daß er das eingetauchte Brötchen fallen ließ. Dann begann er zu überlegen, denn er gehörte zu jenen ruhigen Leuten, deren Neugierde selbst-erweckt wird, die aus ihrem Programm das Unvorhergesehene verbannt haben, und die hundert Mal einen Brief hin und her wenden, ehe sie sich entschließen können, den Umschlag zu zerreißen.

Weshalb stand sein Name in einer Zeitung? Er hatte keine Verwandten; ein gleichlautender Name war ausgeschlossen; andererseits hatte er weder eine jener Standaltzonen, noch irgend eine Missetat beanungen, mit der sich die öffentliche Meinung beschäftigen könnte. Also? Er stand auf, um seine Brille zu suchen, zitterte etwas, als er sie auf die Nase setzte, und las schließlich folgende Notiz:

„Heute abend findet die Generalprobe von „Bygghybe“, Lustspiel in drei Akten von Sebastian Monestier, statt. Man sagt, daß der junge Schriftsteller ein wahres Meisterwerk geschaffen habe.“

„Zum Donnerwetter auch!“ rief Herr Bygghybe aus. „Jean! Meine Stiefel, meinen Rock, meinen Leberzieher! Ich gehe aus!“

Mit hinterlistigem, honigfühem Lächeln lief der Diener herbei. Er hegte jene Empfindung Untergebener, die auf ein Testament spekulieren und auf deren Gesicht sich die Resignation des guten Dieners und die gehässige Ungebuld des ungeduldrigen Erben ausdrückt.

„Um zehn Uhr morgens,“ bemerkte er, „und bei dieser Kälte!“

Er fügte hinzu: „Hat gnädiger Herr gesehen, daß er in der Zeitung steht?“

Herr Bygghybe antwortete nur mit einem müden Brummen. Als letzter Besitzer dieses Erbteils, das durch Generationen von sehr reichen und der Deffentlichkeit unbekanntem Bürgern getragen wurde, war ihm der Gedanke immer ein Trost gewesen, daß wenn er auch sein Geld, seine Sammlungen und seine Möbel nicht mit ins Grab nehmen konnte, er doch wenigstens seinen Namen mit sich verschwinden ließ. Und so ein Papierfuder stahl ihm! Es verlegt ihn mehr, als wenn Diebe bei ihm eingedrungen wären, um ihm sein zärtlich behütetes Seesresportzelt und seine schweren Silberbestecke zu stehlen. Es kam ihm vor, als wenn man ihn nackt und beraubt den Blicken von Tausenden aussetzte.

„Schnell, den Wagen!“

Der Wagen, ein von einem dicken Pferd gezogenes Coupé, führte den Rentier jeden Nachmittag in das Bois. Der freundliche Kutscher war ebenso friedlich, wie sein Pferd. Eine Stunde später hielt nun die Karosse vor der Privatwohnung des Direktors.

Dieser lehnte jeden Vorwurf ab; es ging ihm gar nichts an, nur der Verfasser allein wäre verantwortlich, und jowil ich der Herr Bygghybe an die Tür. An Ihrer Stelle würde ich nichts sagen. Die Rolle ist so hübsch! Aber hier ist Monestiers Adresse. Sehen Sie sich mit ihm auseinander; doch bin ich darum nicht weniger entzückt, Ihre Bekanntschaft gemacht zu haben. Ich denke daran, mein Kapital zu vergrößern. Gute Freunde treiben mich dazu. Und ich verhalte es vielleicht diesem glücklichen Zufall. Sie auf ein ausgezeichnetes Unternehmen hinzuweisen.

Herr Bygghybe ging wieder zu seinem Wagen zurück und nannte dem Kutscher eine Adresse, die diesen in die Höhe fahren ließ. Jetzt nach der Barriere d'Orléans! Vertrauensvoll setzte sich das Pferd in Bewegung, es glaubte, es handle sich um den täglichen Ausflug, aber es mußte unendlich lange Boulevards durchfahren, in seinem schwerfälligen Trab durch recht wenig vornehme Straßen ziehen. Herr Bygghybe mit seinem Zylinder, seinen schwarzen Handschuhen und dem weißen Vestbort gleich einem Vater aus einem Roman, der sich auf der Suche nach seinem verschundenen Kinde in die elendsten Stadtviertel begibt. Das Pferd schauerte vor Jörn; der seinen ruhigen Gewohnheiten entriffene Kutscher warmelte seinen fürchterlichen Blick: „Redamant noch mal!“ und sein Herr, der einen Blutandrang nach dem

Kopf verspürte, wiederholte fortwährend: „Ich werde dem Kerl das schon beibringen! Ich werde dem Kerl das schon beibringen!“ und überlegte, welche Drohungen er gebrauchen würde. Endlich hielt das Gefährt vor einem kläglich aussehenden Hause. Bygghybe wandte sich an den Portier.

„Herr Monestier? Im sechsten Stock links.“

Halbtot vor Erschöpfung, suchte Herr Bygghybe nach der Klingel, als er eine mütterliche Stimme im leeren Korridor hörte: „Die Loire entspringt auf dem Gebirge des Jones-Berge.“

Die Stimme nahm jetzt eine andere Färbung an: „Wirst du mir wohl zuhören?“

Der helle Klang einer Ohrfeige erscholl, ein Kind heulte nach einem selbst erfundenen Lied: Die Prügel mir nichts ma... a... a... chen.

Da muß ich wirklich la... a... a... chen. Herr Bygghybe befand sich bei einer Dichtersfamilie. Er klopfte. Eine Dame in einer Nachtschleife öffnete ihm, und in ihrem unrubigen Lächeln lag die Barrikade, die Arme gegen einen möglichen Gläubiger errichten.

„Sie wünschen, mein Herr?“

„Ich möchte Herrn Monestier in einer persönlichen dringenden Angelegenheit sprechen. Wollen Sie ihm meine Karte geben. Er wird sofort wissen, wovon es sich handelt.“

„Ich will nachsehen.“

Herr Bygghybe trat in einen düsteren Salon, in dem eine Uhr mit der Melancholie der Wartesaaluhren ihr Taktmaß machte. Er hörte aus dem Nebenzimmer ein Durcheinander von Stimmen. Dann trat eine Stille ein, und Monestier erschien. Es war ein großer, magerer, schüchtern Mann.

„Mein Herr,“ rief Bygghybe ihm entgegen, „ich brauche Ihnen die Ursache meines Besuchs nicht mitzuteilen.“

„Ihre Visitenkarte hat mich bereits belehrt. Glauben Sie mir, daß ich außer mir über dies Zusammentreffen bin.“

„Zur Sache, mein Herr! Ich trage einen jener Namen, die man nicht erfindet.“

„Aber...“

„Ich bin nicht der erste Beste, mein Herr; ich gehöre einer Familie an, die immer ein Grauen vor der Deffentlichkeit hatte. Jetzt bin ich der Einzige, der die Unberühbarkeit dieses Namens zu wahren hat. Wenden Sie ihn also, oder ich strenge einen Prozeß gegen Sie an.“

„Sie würden Ihren Prozeß verlieren“, meinte der Autor. „Es gibt in dieser Hinsicht eine sehr klare Jurisdiktion. Aber sehen Sie sich doch, wir wollen versuchen, uns gütlich zu einigen.“

Aus der Amtszeit des ehemaligen russischen Finanzministers Wschnegradski bringt die in Moskau erscheinende „Miro Rossii“ heitere Erinnerungen. Obwohl er wegen seiner „Jugendschwärze“ in Geldsachen berüchtigt war, ist es einmal doch passiert, daß Wschnegradski eine erbettene Pension aus eigenem Antriebe erhobte. Der gegenwärtige Direktor der Petersburger Volksbibliothek, D. F. Koboko, der unter Wschnegradski Kanzleidirektor war, erzählte einen ganzen Roman lang allen, die es hören wollten, von dem unglaublichen Ereignis, wobei er jedesmal sofort den dokumentarischen Beweis hervorzog, weil er sonst bei keinem Menschen Glauben gefunden hätte. Es handelte sich um die Bewilligung einer Pension für einen Beamten eines anderen Ressorts in einer von dem Reichsgericht erbetenen Höhe. Mehrfach machte Koboko den Versuch, Wschnegradski die Sache vorzulegen, aber immer ohne Erfolg; der Minister wollte von einer Pension in der geforderten Höhe nichts hören. Eines Tages nun hatte Wschnegradski im Reichsrat einen glänzenden Sieg errungen und lehnte in rosigter Laune ins Ministerium zu. Koboko benutzte diesen günstigen Augenblick und legte dem Minister das Gesuch vor. „Iwan Alexejewitsch“, sagte er, „am heutigen Tage sollten Sie doch ein gutes Wort tun: befähigen Sie dieses Gesuch, das ich schon seit drei Monaten mit mir herumtrage!“

„Nun, mein Herr! Was er an den heutigen Tag denken! Wieviel macht es denn?“ „1124 Rubel.“ „Rubel? oder sind auch noch Kopelen dabei?“

„Doch, 1124 Rubel und 64 Kopelen — aber die können ja wegsfallen.“ „Nein, hol ihn der Teufel, mag er auch die Kopelen haben!“

„Und was glauben Sie“, so pflegte Koboko hinzuzufügen, „höchst eigenhändig hat er hinzugeschrieben: und 64 Kopelen!“

„Was ein Saken werden will.“

Ein von Idealen noch ganz erfüllter junger Lehrer mußte an einer Schule in Wien die unangenehme Wahrnehmung machen, daß ihm einer seiner Schüler die Uhr, die er gewöhnlich auf den Tisch zu legen pflegte, gestohlen hatte. Schon wollte er durch eine Verbeistatung den Langfinger ermitteln, da fiel ihm das Wort seines alten Lehrers ein, der da sagte, daß man nie ein Kind in seinem Ehrgefühl verletzen, es vor den anderen öffentlich bloßstellen dürfe. Und so beschränkte er sich darauf, den Kindern den Tatbestand mitzuteilen und ihnen zu sagen, wie hübsch das Stehlen sei. Er wollte gar nicht wissen, wer so tief gesunken. Nach drei Tagen wurde er sämtliche Schüler auf den Gang führen und dann einzeln ins Klassenzimmer treten lassen. Wer die Uhr habe, müsse sie in den Schreittisch legen. Auf diese Weise hoffte er, wieder zu seiner geliebten Uhr zu kommen, ohne den diebstahligen Substanz öffentlich anzuprangern zu müssen. Der Plan wurde durchgeführt. Wer beschrieb aber die Gefühle und das Gesicht des Lehrers, als er am betreffenden Tage halt der Uhr des Verlassenen in der Schublade fand.

Wer gar zuviel jubelt hoch, ist leichter aus dem Häuschen gedrückt als andere.

Salih und Alexa.

Zwei Gezeiten vom Balkan. Von Noda Noda.

In einem kleinen türkischen Laden in Bansakula, gegenüber dem Kaffeehaus. Es duftet nach Heringen, Käse und soulemdem Obst.

Im Laden steht Salih - Aga, der Krämer. Ein gar gelehrter, erster Mann mit langem schwarzen Bart. Aus dem Kaffeehaus kommen österreichische Soldaten — Ruthenen, Tschechen, Magyaren — und mit allen redet Salih in ihrer Zunge. Er handelt seit dreißig Jahren hier mit Eisenwägen und Heringen. Gegen Abend pflegen die Soldaten freundlich bei ihm vorzusprechen — in dreißig Jahren hat Salih - Aga aller Regimenter Sprachen erlernt.

„Paprila willst du, mein Falke?“ fragt Salih - Aga einen Gefreiten vom Budapest-Frauenregiment — ergreift die lange türkische Pfeife, die er eben ausgeraucht hat, am Mundstück und langt, ohne aufzustehen, mit dem Pfeifenkopf ins Paprila-Säckchen. Ein gehäufter Pfeifenkopf voll — das ist gerade eine Portion.

„Ein Pole will Brot. Da muß sich Salih - Aga erheben. Der Pole ist wohl eine alte Kundschaft. Er hat Kredit. Er hat seinen Kreditbrief auch mitgebracht — in Gestalt eines abgepaltenen Stäckchens. Salih - Aga nimmt ihm das halbe Stäckchen ab, legt es an das andere halbe Stäckchen, das im Hirsestopp steckt, die beiden Hälften passen oneinander. Und nun schnitt Salih eine Kerbe ein, quer über beide Hälften. Der Soldat nimmt sein halbes Kerbholz wieder mit.

Kerbolch, das Kerbolch, ist Salih - Aga's doppelte Buchführung. In der Ecke hockt ein abgehärteter Wanderer in selbstgemachtem Tracht. Salih raunt ihm zu: „Sieh' ihn nicht an. Er ist ein hungernder Derwisch.“

„Ein hungernder...“, flüsterte ich mitleidig. Ich will ihm Brot anbieten.

Der Derwisch schüttelt den Kopf und antwortet mit sanftem Lächeln: „Ich habe Lurche im Leib.“

Dann erhebt er sich und geht. Wohin? Zuerst nach Neu - Gradiska — dort ist das Grab eines muslimischen Heiligen. Dann nach Ofen; in Ofen über dem Lutaskabrad liegt der Schlich Gül - Baba begraben, der Rosenwaser.

Aus Persien, aus Syrien, aus Indien, aus aller Welt wallfahren die Derwische auf Geheiß ihrer Obern nach Gradiska und Ofen und überall sonst hin, wo ein heiliger des Islams in ungläubigem Land begraben liegt. Es soll immer ein Moslim am Grab des Heiligen knien — damit der Heilige sich nicht verlassen fühle unter Fremden. Der Derwisch betet am Grab, bleibt eine, zwei Wochen da und kehrt wieder nach seiner indischen, arabischen, syrischen Heimat zurück.

Nie fragt ein wandernder Derwisch nach dem Weg. Er kennt ihn. Nie betet er. Mitleidige Leute bieten ihm mehr an, als er genießen darf. Und er darf nur einmal in der Woche ein Glas Milch genießen. Da kommt eine alte Katholikin zu Salih - Aga — als Katholikin kenntlich an ihrer Titulierung (einer Art Mühlrad), die sie an Stirn und Armen trägt.

„Ich habe wieder Fieber, Essen-düm.“

Salih greift nach einem Bund Fäden, der vorbereitet im Laden hängt. Er zieht einen Faden hervor und beginnt ihn zu knüpfen und murmelt arabische Gebete. Murmelt und knüpft — knüpft jede Bekchwörung, jeden Ruf in einen Knoten, bis der Faden fertig ist. Dann gibt er ihn der Frau mit den Worten: „Trag' ihn am Hals!“

Als sie gegangen ist — ich kann ihr Gehen kaum erwarten — Frage ich: „Warum kommt sie zu dir, Aga, zum Moslim — sie, eine Katholikin?“

Der Aga darauf: „Ein solcher Faden wird dem Moslim selten helfen, denn die Krankheit des Moslims ist eine von Gott geschickte Strafe. Dem Ungläubigen aber will Allah die Macht des Islams zeigen und heißt den Ungläubigen durch den Faden, in den Koransprüche geknüpft sind.“

Nach einer Weile: „Wenn ein Mensch meint, das Zerbrechen von Steinen würde ihn heilen — wenn er fest daran glaubt, es hilft ihm.“

Die Frauen haben Salih - Aga gebeten, einen Regenzeitel zu schreiben, damit die lange Dürre endlich ende. Ich mußte den Zettel neugierig und bitte Salih, mir den Text zu erklären.

Salih antwortet: „Was da steht, darf ich dir nicht sagen. Wer es weiß, frast nicht — und wer es nicht weiß, soll nicht fragen, noch wissen.“

Damals lernte ich in irgendeinem Dorf einen gar gelehrten Papen kennen. Der Papo las die schöne Literatur aller Kulturvölker.

Er holte ein Zeitungsblatt aus der Tischlade und sprach: „Da sage noch einer, wir Serben hätten keinen Romanisten von Rang. Hier steht eine Geschichte „Drei dana“ („Drei Tage“). Ich kenne Gorli, ich kenne Maupassant — eine solche Novelle schreibt kein Deutscher, kein Franzose und kein Russe.“

Dann gab er mir die Novelle zu lesen. Ich war so tief ergriffen von dem prachtvollen Werk, daß ich beschloß, es conte que conte ins Deutsche zu übertragen.

Ich fuhr eigens nach Belgrad, um in der Redaktion des „Bratimiro“ den Namen des Autors zu erfahren. Der Autor war eine ungemein interessante Persönlichkeit: Alexa Bogoslawjewitsch.

Dieser Alexa Bogoslawjewitsch war jahrelang Kommandant des Nordons Grenzes an der serbisch - albanischen Grenze. Ein Kerl, der's mit einem Tiger ausgenommen hätte.

Im Jahre 1876 hatte er sich das russische Geostkreuz erworben — und wieviel Treffer er seitdem den Albanern geliefert hat, konnte nicht einmal er selbst zusammenzählen. Er hatte auch ein Buch über die Albaner geschrieben — ich hatte es selbst überlesen. Da waren wir mit einem Waite alte Bekannte, Freunde.

Nun, als ich ihn zum ersten Male besuchte, fand ich ihn als Feuerwehrtommandanten von Belgrad. Wiewo er zu dieser sonderbaren Würde gekommen war?

Ein Feuerwehrmann namens Knejewitsch hatte ein Atentat auf den König Milan versucht.

(In parenthesis: das Atentat fiel aus, wie bis dahin noch kein einziges jemals ausgefallen war. Wenn wir von einem Angriff auf einen Herrscher in der Zeitung lesen — selbst die freundlichsten Berichte wissen nichts Besseres zu sagen als: „Der Herrscher verlor keinen Augenblick die Geistesgegenwart, erhob sich taßbürtig und gab den Befehl, den Atentäter festzunehmen.“ König Milan aber sprang damals aus dem Wagen, ergriff den Säbel — und der Polizeimannschaft blieb nichts zu tun übrig, als den König zu beruhigen und den armen Atentäter vor der königlichen Lynchjustiz zu schützen.)

Milan argwöhnte nun, die Feuerwehr von Belgrad wäre der Herd einer revolutionären Bewegung. Um die revolutionäre Blut zu löschen, gab er der Feuerwehr einen neuen, einen handfesten, einen furchtbaren Kommandanten: Alexa Bogoslawjewitsch.

So sah ich denn da beim Kommandanten der Belgrader Feuerwehr. Wir tranken Schnaps und aßen Zucker und manche andere „türkische Speise“ — wie es im serbischen Volkslied heißt.

Da trat ein erregter Mann ein und rief: „Herr Hauptmann, in der türkischen Gesundheitsbrennerei.“

Alexas Stirn verfinsterte sich. Er schlug mit der Faust auf den Tisch, daß er dröhnte, und schrie: „Unter so viel tausend Serben ein einziger Türke — und gerade bei ihm muß es brennen, wenn ich einen Gast habe. Ich habe einen Gast. Ich rühre mich nicht von der Stelle.“

Erst als ich ihm zuredete — ihm versprach, ihn zu begleiten — erst dann rüdete er aus.

Der Brand war erstickt, wie kamen wieder. Und nun trug ich mein Anliegen vor: ich wollte die Novelle „Drei dana“ überlesen. Bogoslawjewitsch hatte sie unter dem Pseudonym „Zorni kapetan“ — „Schwarzer Kapitän“ — veröffentlicht.

Der Autor war freudig einverstanden.

Ich ging begeistert an die Arbeit, überlegte die herrliche Geschichte, schickte sie noch von Belgrad aus dem „Simplicissimus“ — eine Kopie davon meiner Schwester nach Wien.

Am übernächsten Tage bekam ich eine Depesche aus Wien, von meiner Schwester. Die Depesche lautete: „siehe novelle sofort zurück erklärende folgt.“

sich hintennach als deutscher Roman entpuppt.“

Und ich erzählte mein Abenteuer. Auch den Inhalt der herrlichen Novelle.

Krau Frisch hörte auf. „Sie sagen, die Novelle „Drei Tage“ wäre deutsch?“

„Sie bewies mir, daß schon der deutsche Autor sie geklopht hatte — von Wffienolod Garschin, in dessen Band „Die rote Blume“ sie wortgetreu vorkommt. — Der fleißige deutsche Autor starb vor einigen Jahren. Sein Name hat guten Klang.“

Nun zurück zu Alexa Bogoslawjewitsch. Er hatte irgendwelche dumme Streiche angerichtet — politische über andere, ich weiß nicht mehr — und seines Bleibens in Serbien war nicht länger. Er fuhr nach Konstantinobel und meldete sich zur Aufnahme in die türkische Gendarmrie. Man nahm ihn mit Freuden auf. Alexa wurde türkischer Major zu Uestüb.

Dort blieb er einige Jahre — bis Alexander Obrenowitsch durch Mörderhände fiel.

Peter I. Karagorjewitsch bestieg den Thron Serbiens. Nun merkte Alexa, seine Zeit wäre gekommen. Er schrieb mir aus Uestüb: „Ich lehre nach meinem Vaterland zurück, ich werde meine Dienste wieder jenem Land anbieten, für das ich so oft gekämpft habe — jener Dynastie, für die ich zu sterben bereit bin.“

Seitdem hörte ich nichts mehr von ihm. Nun führte mich das Schicksal Anno 1909 wieder nach Belgrad — und meine erste Frage galt dem Abenteuer Alexa.

Man kannte ihn; man erinnerte sich seiner wohl und erzählte mir willig: „Gewiß, Alexa ist damals aus der Türkei nach Belgrad gekommen. Er wollte Dienste in der Armee oder bei Hof. Ein Georgistler, ein tapferer Mann — wir hätten ihn brauchen können. Aber, aber — er war türkischer Major gewesen, das machte ihn anrüchig. Eine Zeitung, in Uestüb, soll er auch Verbindungen mit dem österreichischen Konsulat unterhalten, haben... Andersseits: er hatte sich für die Dynastie schon eingesetzt, als bei uns noch niemand an sie dachte; er war ein bewährter, heldenmütiger Patriot.“

Da hatten's die Beförden schwer, einen Entschluß zu fassen. Sollte man Alexa abweisen? Die Kränkung verdiente er nicht. Sollte man ihn aufnehmen? Es wäre riskiert gewesen. Man wählte einen Mittelweg. Man tat ihm Strichn in den schwarzen Kasse.“

Der Doppelgänger.

Vom verstorbenen Prinzregenten Luitpold von Bayern wird folgende frühe Geschichte erzählt: Da wohnte in der Reichsbadstraße in München ein Mann, der dem Regenten auf ein Haar ähnlich sah. Gesichtszüge, Bart, Haltung, alles stimmte; Bewegungen konnten nicht ausbleiben. Mit Behagen ließ sich der Doppelgänger auf den Wünderer Straßen, für den Regenten ansetzen, nahm, huldvoll ehrsüchtige Grüße entgegen, lächelte leutselig — kurzum tat nicht das geringste, auch nicht in der Kleidung, um das Mißverständnis unmöglich zu machen. Aber eines Tages rief die Geduld des Hofmarschallants. Ein Beamter stellte sich bei dem Doppelgänger ein, und es entwickelte sich folgendes Gespräch: „Es ist uns im höchsten Grade unangenehm, daß man Sie auf den Straßen für den Regenten ansetzt, mein Herr.“ — „Mag sein, aber ich kann doch nichts für meine Ähnlichkeit, ich bin nur einmal wie ich bin.“

„Hm, können Sie sich nicht Ihren Bart abnehmen lassen?“ — „Meinen Vollbart? Fällt mir vor: nicht ein. Ueber meinen Vollbart hat kein Mensch zu verfügen außer mir.“

„Hm, jawohl, jawohl, — und prüfend ging der Blick des Beamten über den eben zum Ausgehen gerulsten Doppelgänger — „Wissen Sie was? dann lassen Sie sich wenigstens einen neuen Leberzieher.“

Die jungen Ehefrauen.

„Ist es nicht schrecklich, daß Ihr Mann so viel Billard spielt und so oft dabei verliert?“ Auf diese Frage einer Bekannten erwiderte die Frau lächelnd: „Richt im geringsten. Wissen Sie, ich habe mit meinem Mann vereinbart, daß er mit immer abgibt, was er gewinnt. Nun spielt er immer mit unserem Nachbar, und dessen Frau hat sich daselbst Zueinandersetzen eronnen. Wir sind nun übereingekommen, daß ich der Nachbarin immer gebe, was mein Mann von ihrem Mann gewonnen hat, und sie gibt mir, was ihr Mann dem meinen abnehmen konnte. Auf diese Weise erhalten wir beide von unserem Mannern so viel Geld, wie wir ohne dies nie bekommen würden.“

Seine Angst. Kuba: „Kub, gib's schon alkoholfreies Bier, alkoholfreies Wein, alkoholfreies Sekt — wenn sie bloß nicht noch alkoholfreies Spiritus erfinden!“